

Dr. Julia Helmke
12. November 2008

Das Unsagbare sichtbar werden lassen – Tod und Sterben in der Kunst. Vortrag in der Kirchengemeinde Mariendrebber im Rahmen der Kunstaussstellung mit Rahmen-Programm zu „Seelenbretter- Dem Leben auf der Spur“

„Das Leben war noch immer ein Geheimnis. Der Tod ist ein anderes.“ – so sagt es die Lyrikerin Marie Luise Kaschnitz

Die Beschäftigung mit dem Tod gehört zu unserem Leben dazu. Jedes wirklich gelebte Leben ist Begegnung. Die Begegnung mit dem Tod gehört dazu.

Zugleich ist es das, was uns wohl am schwersten fällt in diesem Leben. Wie wir damit umgehen, hängt m.E. natürlich vor allem davon ab, wie wir diesen „Einschnitt“/Abschluss“ des Lebens bewerten und einordnen. Als endgültiger Schluss: mit dem Tod ist alles aus, als Übergang in eine ‚andere Dimension‘, als Chance für einen Neubeginn und neues Leben (Karma), als „Ende des Jammertals“ und freudigen Beginn des wirklichen Lebens – d.h. es hängt von unserem Glauben und unseren Überzeugungen ab. Diese Überzeugungen sind und werden beeinflusst von Vorstellungen, von Bildern – gemalten Bildern, Hör-Bildern, musikalischen Bildern zu diesem Übergang, diesem Ende, diesem Anfang und diese Bilder produzieren dann auch wieder neue Vorstellungen, um das Unsagbare sichtbar werden zu lassen.

Im Zusammenhang mit der Seelenbretter-Ausstellung hier in Mariendrebber, mit der Künstlerin Bali Tollak, die ihre Kunstwerke als Wegbegleiter für die Lebenden versteht ‚als Auseinandersetzung, Erinnerung mit dem Tod und dem Leben, der Flüchtigkeit und Schönheit dieses Lebens, möchte ich gerne einen Weg durch die Kunstgeschichte mit Ihnen gehen. An verschiedenen Stationen halten, um wahrzunehmen, wie in verschiedenen Jahrhunderten Künstlerinnen und Künstler sich dem Sterben und dem Tod genähert haben, ab wann es überhaupt eine künstlerische Beschäftigung gab – und wie das mit dem christlichen Glauben auch zusammenhängt und in einem Wechselverhältnis steht. Ein Vortrag kann da natürlich nur Schlaglichter darauf werfen, mir ist wichtig auch das Heute im Blick zu behalten, und so mit sich selbst und dann auch gerne miteinander ins Gespräch zu kommen, wie geht es mir damit: Kann ich/Will ich Bilder vom Tod, vom Sterben sehen – welche sind mir bekannt, wo ist bei mir da vielleicht auch eine Grenze und – wieder etwas mehr vom existenziellen ins gesellschaftlich-kulturelle gewendet: Wo steht unsere Gesellschaft denn heute? Ist der Tod, das Sterben noch unsagbar, ist in den letzten Jahrhunderten, Jahrzehnten, Jahren sichtbar oder unsichtbar geworden.

Gerne möchte ich Ihnen dann auch noch Hinweise auf einige Bücher, Literatur zu dem Thema geben. Ein ganz aktuelles Buch, was mich sehr beeindruckt hat, war „ Die neue

Sichtbarkeit des Todes“. Dieses Buch, das sich neben der bildenden Kunst auch stark mit den Massenmedien, Film, Fernsehen beschäftigt (Computerspiele) ist jedoch auch eines, das von den Bildern für mich teilweise zu viel ist, also auch die Frage: was muss, was darf man zeigen – das beschäftigt uns denke ich ja auch, wenn wir Fernsehen schauen, ins Kino gehen. Solche Bilder will ich Ihnen nicht zumuten, denn da ist die Grenze bei allen unterschiedlich. Ich habe mich auf die bildende Kunst beschränkt, da diese Gattung zum einen auch die von Bali TOLLAK ist, da sie – auch bei uns im kirchlichen Raum – doch die am stärksten wahrgenommene ist, für andere ist Musik, Lyrik das eindrucklichste, aber vielleicht ist auch dafür im Gespräch noch etwas Raum dafür.

Und wie gesagt: In der Beschäftigung mit Tod und Sterben in den Künsten sind wir dem Leben auf der Spur – ganz sinnhaft (und oft damit auch emotional-nah)

Tod und Sterben in der Kunst

Kunsthistorischer Abriss:

In der bildenden Kunst gibt es bereits seit der Antike Darstellungen des Todes. Dort trat er z. B. als geflügelter Jüngling (Thanatos, Bruder des Schlafes Hypnos) auf, in der Spätantike auch als Skelett, das als „Memento mori“, aber auch als Aufforderung, das Leben zu genießen, gedeutet wurde.

Daneben finden sich Menschen im Augenblick ihres Todes, seien es Szenen von sterbenden Kämpfern, u.a. auf dem großen Parthenonfries oder Darstellungen von Menschen auf Grabbildern (als Erinnerung, Wieder-Angesicht-Machung).

Die frühchristliche Ikonographie war noch stark von der künstlerischen Sehweise der Antike gekennzeichnet, der Tod im Mittelalter ist bestimmt durch die Theologie einer Kirche, die in dem Tod ihres Stifters gründet und in seiner Verheißung, dass mit seinem Sterben am Kreuz dem Tod seinen Stachel als Sold der Sünde des alten Adams genommen ist. Die vorgegebenen Themen der Todesbilder für die ma. Tafelmalerei waren der Kreuzestod Jesu Christi, Kreuzabnahme und Grablegung, Marien Tod und Tötung der Märtyrer.

Das individuelle Bildnis des Menschen kommt auch nur im Grabbild vor. „Er ist ja aus der irdischen Vorläufigkeit in die wirkliche Welt des Jenseits eingetreten. Das Bildnis eines Menschen nur um seiner selbst willen und hier in der Welt lebend wäre im Mittelalter nicht möglich. Erst mit dem Tod schließt sich der Umriß seiner Figur, wird er überhaupt erst erkennbar.“

In der christlichen Ikonographie des Mittelalters erscheint der Tod als von Christus besiegte Gestalt und Töter der Menschen. In der Romanik wird der Tod häufig als Frau dargestellt (so z. B. im Fresko „Triumph des Todes“ von Francesco Traini im Camposanto in Pisa, um 1340-50, als Furie mit Fledermausflügeln und Sense).

Der gefürchtete Tod war der unerwartete. Der Tod durch Seuchen, Krieg, Unfall auf den man nicht vorbereitet war. Um ständig an diese Vergänglichkeit zu erinnern, entstanden ab dem

14. Jhd. an Friedhosmauern, an Wänden von Kreuzgängen, anderen Orten des Verweilens als allgegenwärtiges „Memento mori“ Totentanzbilder.

(Tanzrituale, Bann- und Abwehrrituale, Symbol des Siegers Tod als Freudentanz)

(Exkurs: Tanz – Totentanz, Totenmusik „Funeral Blues/New Orleans-Bluses als Begleitung des Toten auf seinem Weg ins Jenseits und zugleich Trauerarbeit der Zurückgebliebenen. Seit dem 11. Jahrhundert gibt es Tanzlieder mit dem Thema Tod. Gerade auch in der mittelalterlichen Dichtung gibt es viele Gedichtzyklen und Legenden zu diesem Thema).

Im Spätmittelalter/in der Frührenaissance wird der Tod unter dem zunehmenden Einfluss der Pest auch als verwesender Leichnam oder Skelett wiedergegeben, oder als apokalyptischer Reiter oder Soldat (Albrecht Dürer), auch als Schnitter, Jäger oder Totengräber mit charakteristischen Attributen (Schwert, Sense, Pfeil und Bogen). Personifizierungen dieser Art sollten vor dem plötzlichen Tod warnen und zu bußfertigerem Lebensstil ermahnen. Zu dieser Zeit tauchen auch erstmals Totentanzszenen in der Kunst auf. Die Darstellung von Menschen jeden Alters und Standes, die mit dem Toten einen Reigen tanzen, weist auf die Gleichheit aller Menschen vor dem Tod hin.

Mit der Auflösung des Totentanzes in einen Zyklus einzelner Szenen erfolgte auch die Verselbstständigung von Einzelmotiven, die die Allgegenwart des Todes veranschaulichen: "Der Tod und das Mädchen" (Hans Baldung, um 1510, Wien), "Der Tod und der Jüngling" (um 1500, Hausbuchmeister), "Der Tod und die Landsknechte" (um 1516, Urs Graf). Pieter Brueghel d. Ä. stellte die Macht des Todes besonders eindringlich in seinem Gemälde „Triumph des Todes" (um 1562, Prado, Madrid) dar.

Das Motiv des Totentanzes durchzieht die Kunstgeschichte seit also über 1000 Jahren. Und immer wieder taucht das Thema auf, vor allem in Krisenzeiten, so gibt es z.B. in Wiederaufnahme des „Berner Totentanzes“ eine Umsetzung aus den 1960er Jahren von HAP Grieshaber oder das letzte Werk des Osnabrücker Malers Felix Nussbaum (wunderbares Museum!), das er vor seiner Ermordung in Auschwitz gemalt hatte: auch hier ein Totentanz (jeweils Abbildungen). Später dann auch (siehe Bild), der Plötzenseer Totentanz von Alfred Hrdlicka.

[Der Tod als „großer Inspirator“, so Joachim Fest]

Im Barock gibt es auch zahlreiche Todesallegorien auf Grabmälern. Der Klassizismus orientierte sich an der antiken Todesauffassung. Wichtig wird die Auferstehungshoffnung, d.h. der Kreuzestod Christi ist häufiges Bildmotiv, der Tod des Heilands wird zum Hinweis auf die Erlösung der Verstorbenen.“

G.E. Lessing hat 1769 in seiner Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet“ gegen das hässliche Bild des Gerippes wieder den Tod – in Rückbezug auf die Antike – als „Zwillingsbruder des Schlafes“ gesehen, so z.B. schöner Jüngling der als Todesgenius die

Fackel nach unten hält und so zum Verlöschen bringt. Dem „Memento mori“ wird nun das „memento vivere“ entgegengesetzt.

Die Landschafts-, insbesondere die Friedhofs- und Grabbilder von David Caspar Friedrich zeigen die nunmehrige Haltung gegenüber dem Todesgeschehen: Nicht die überkommenen „objektiven“ Ordnungsmächte sind bestimmend, sondern die subjektiven Kräfte des menschlichen Geistes und Gefühls.

Sehnsucht nach Natur ist zugleich Sehnsucht nach Freiheit, die sich verbindet mit dem Gefühl des Gebundensein an eine ‚höhere Macht‘. Auf CDF Bildern kommen die bekanntesten Gefühle der Vanitas/Vergänglichkeit vor: Totenkopf, Sanduhr, erloschene Kerze, Säulenstumpf, Ruine, abgestorbener Baum, gebrochene Rosen u.a.m. Sie stehen bei ihm „unter dem Zeichen eines neuen Tags, eines dämmernden Morgens und seinen Trostzeichen: Stern, Mondsichel, Morgendämmerung und aufgehende Sonne“ (Christian Rietschel)

[Matthias Claudius: Tod als „Freund Hein“ oder „Gevatter Tod“]

In der Romantik waren es subtile Porträts, die an den Tod erinnerten, wie z. B. das letzte Selbstbildnis des deutschen Malers Philipp Otto Runge, der zur Entstehungszeit, im Winter 1809/10, wusste, dass er nicht mehr lange zu leben hat (Hamburger Kunsthalle). So stellte er sich mit eingefallenen Wangen und dunklen Augenrändern dar, sein Blick über die Schulter entspricht dem Blick zurück auf sein kurzes Leben. Er starb mit nur 33 Jahren an einer schweren Lungenkrankheit.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in der profanen Kunst ein neues Interesse an Todesdarstellungen. (Rodolphe Bresdin, Felicien Rops, Arnold Böcklin), das im Symbolismus des späten 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte (Edvard Munch, Max Klinger, James Ensor).

Insbesondere der norwegische Maler und Graphiker Edvard Munch beschäftigte sich eingehend mit dem Thema „Sterben“. Hervorgerufen wurde dieses Interesse durch eigene, frühe Erfahrungen: So starben seine Mutter und seine Schwester als der Künstler noch ein Kind war. Munch verarbeitete diese Erfahrung von Krankheit und Tod zum Beispiel in seinem Porträt der Schwester Sophie „Das kranke Kind“ (1896, s. Abb.), wo er sich in reduzierter Weise auf das Wesen des sterbenskranken Mädchens konzentrierte.

Er suchte hierbei nach dem ersten Eindruck und einem gültigen malerischen Ausdruck für dieses schmerzliche persönliche Erlebnis. Er verzichtete auf Räumlichkeit und plastische Form und stieß zu einer ikonischen Kompositionsformel vor. Die grobe Stofflichkeit der Oberfläche weist alle Spuren eines mühsamen schöpferischen Prozesses auf. Die Kritik war negativ. Dennoch griff Munch dieses Motiv zeit seines Lebens immer wieder auf, und schuf auch andere Darstellungen todkranker Figuren, so z. B. seine "Madonna" (s. Abb., 1893-95, Hamburger Kunsthalle), die der Künstler mit schwarzen Augenringen und eingefallenen Wangen darstellte.

In anderen Werken des Symbolismus', vor allem bei den englischen Präraffaeliten, wird der Tod häufig mit dem Schlaf gleichgesetzt, so dass man sich bei den Dargestellten häufig nicht sicher sein kann, ob sie leben oder tot sind.

Insgesamt gesehen entsprach das Interesse zahlreicher Künstler am Thema „Tod“ auch der allgemeinen gesellschaftlichen gedrückten Stimmung am Fin de Siècle.

Im 20. Jahrhundert setzte sich das Interesse der Künstler am Thema Tod und Sterben fort. Hierbei besonders häufig sind Werke, die die persönliche Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Tod dokumentieren oder die den Krieg anklagen, wie z. B. die zwischen 1901 und 1908 entstandenen Bauernkriegszyklen (s. Abb.) von Käthe Kollwitz (1867-1945) in expressionistischer Manier. Kollwitz hatte durch die Lektüre und das Studium des graphischen Werks von Max Klinger Anregungen für ihre Hinwendung zur Graphik erhalten und seinen Rat befolgt, mittels dieses Mediums schwierige Lebensumstände darzustellen. Inspiriert von Wilhelm Zimmermanns "Allgemeiner Geschichte des großen Bauernkrieges" schuf sie eindruckliche Szenen, die das sinnlose Leiden der Menschen im Krieg darstellen. Weiterhin kreierte sie zahlreiche Radierungen, die sterbensranke, alte Menschen darstellen, einige weibliche Figuren tragen die Züge der Künstlerin, die sich hierin auch mit ihrem eigenen Tod auseinandersetzte (s. Abb.).

Das Triptychon „Der Krieg“ von Otto Dix (1929-32, s. Abb.) behandelt das Thema "Soldatentod", ähnlich wie Kollwitz, auf ungeschönte Weise. Dix ging es bei der Darstellung wohl einerseits um die persönliche Verarbeitung seiner Erlebnisse im Ersten Weltkrieg und andererseits auch um eine Anklage gegen den Krieg allgemein.

Bei der Beschäftigung mit Tod und Sterben ist so auch die Auseinandersetzung mit den Krieger/Kriegs-Denkmalern nicht ganz außer Acht zu lassen, die teilweise ja auch in unsere Kirchen eingegangen sind. In den 20/30er Jahre sind es oft der schöne Jüngling, der gefallen ist für das Vaterland, der aufgebahrte tote Soldat, ruhend nach der Schlacht und in der Typologie der Pieta die trauernde Mutter. Die Kriegsoffermale der Nachkriegszeit vermeiden zumeist Darstellung von Sterben und Tod, und haben dafür oft abstrakte Lösungen gewählt wie z.B. Fritz König in seinem kreuzweise gespaltenen Bronzekubus in der Versöhnungskirche auf dem Gelände des ehemaligen KZ Dachau.

Mitten im Leben vom Tod umfungen sind wir. Wo nehmen wir heute Tod und Sterben in Bildern wahr?

Einerseits leben wir in einer Welt, die den Tod verdrängt, man stirbt nicht mehr daheim, sondern im Krankenhaus – man versucht es zu vermeiden, einen Toten anzusehen und zugleich haben nach Studien zufolge Kinder bei durchschnittlichem Fernsehkonsum bis zu ihrem 18. Lebensjahr ca 18.000 Tote auf der Mattscheibe gesehen.

Allgemein kann man sagen mit Blick auf das 20. Jahrhundert, dass „die Annäherung an das Thema weniger spielerisch, dafür mehr existenziell oder gesellschaftskritisch erfolgt“ (Günter Rombold).

Das Sterben in der Gegenwartskunst inkl. gesellschaftlichem Bezug ist in Thomas Machos und Kristin Mareks Buch: Die neue Sichtbarkeit des Todes, Fink 2007 nach Angaben aus dem Inhaltsverzeichnis, ausführlich dargestellt.

Der Tod und das Sterben in der Gegenwartskunst

Obwohl die Moderne als ein Zeitalter gilt, in dem Tod und Sterben immer mehr ausgeklammert und verdrängt werden¹, gibt es zurzeit in der bildenden Kunst und auch in den Medien den gegenläufigen Trend, den Tod möglichst anschaulich und detailliert zu zeigen. Dieses neue Interesse am Thema führte auch 1992 zur Gründung des ersten und bis jetzt einzigen deutschen Sepulkralmuseums in Kassel. Die Beschäftigung mit dem Tod findet sich in zahlreichen Kunstgattungen wie Malerei, Literatur, Fotografie, Rauminstallationen, Filmen und TV-Serien wieder.

Darstellung des Sterbens als Übergangsstadium dagegen gelten als schwierig zu fixieren.

Deshalb gibt es auch wesentlich mehr Darstellungen von eher anonymen Toten. Ein Beispiel, bei dem es dennoch um das Thema Sterben geht und dieses eindringlich individualisiert erscheint, ist das Projekt „Noch mal leben vor dem Tod. Wenn Menschen sterben.“ von Walter Schels und Beate Lakotta, die zwei Jahre lang insgesamt 25 Menschen in verschiedenen Hospizen in ihren letzten Lebenswochen mit Kamera und Tonband begleitet haben. Dabei entstanden jeweils zwei Portraits der unheilbar Kranken, jeweils kurz vor und nach ihrem Tod. In diesen Arbeiten stellen sich Fragen nach Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit: Was kann man zeigen, was muss man erzählen? Es geht aber auch um gesellschaftliche Aspekte wie Hospizbewegung und Sterbehilfe.

2004 fand eine Ausstellung der Fotografien im Deutschen Hygienemuseum in Dresden statt (siehe Abbildungen). 2007 vertiefte das Deutsche Hygienemuseum seine Beschäftigung mit Tod und Sterben mit der aus dem Kunstmuseum Bern hervorgegangenen großen Ausstellung „Six Feet under. Autopsie unseres Umgangs mit Toten.“

Ein Beispiel ist die dreißigjährige Silke Boehmfeld, die fast gleichzeitig mit ihrem sechsjährigen Sohn Jannick an Krebs erkrankt ist. Ihr großes Ziel war es, Jannick zu überleben, und das hat sie mit großer Anstrengung geschafft. Mancher haderte in seinen letzten Tagen mit Gott, anderen geht es erstmals richtig gut. Der 57-jährigen Ursula Appeldorn zum Beispiel, die psychisch krank ist. "Jetzt bin ich vollkommen gesund", hat sie gesagt, und ihr wacher Blick scheint genau das zu bestätigen.

"Jeder Moment wird kostbar", sagte Wolfgang Kotzaln beispielsweise einige Wochen vor seinem Tod. "Jetzt sehe ich alles anders: jede Wolke am Fenster, jede Blume in der Vase. Auf einmal ist alles wichtig."

Das Fazit des Buches: Wir sehen heute zwar so viele Bilder von Toten wie nie zuvor, aber sind dieser neuen und massenhaften Sichtbarkeit des Todes oft genug die Toten selbst.

¹ Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows, in: Aufsätze, Essays, Vorträge. Gesammelte Schriften, Band II, hrsg. V. Rolf Tiedemann und Herrmann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1977, S. 438-465, 449.

Julia Helmke, 12.11.2008